

Catherine Doyle
DANGEROUS BOYS
Wenn du mich findest



DIE AUTORIN

Catherine Doyle wurde 1990 in Irland geboren. Ihre Inspiration für ihr Debüt »Dangerous Boys« holte sie sich von Shakespeares Romeo & Julia und der Mafia. »Dangerous Boys« spielt im heutigen Chicago, wo ihre Mutter aufwuchs.

Von der Autorin ist ebenfalls bei cbt erschienen:

Dangerous Boys – Wenn ich dir vertraue
(Band 1, 31315)

Mehr über cbt/cbj auf Instagram unter
[@hey_reader](https://www.instagram.com/hey_reader)

CATHERINE DOYLE

DANGEROUS BOYS

WENN DU MICH FINDEST

Aus dem Englischen
von Doris Attwood



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2019

Erstmals als cbt Taschenbuch Dezember 2019

© 2014 by Catherine Doyle

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Inferno« bei Chicken House UK, London

© 2019 für die deutschsprachige Ausgabe

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Doris Attwood

Umschlaggestaltung: Suse Kopp, Hamburg

Umschlagmotive © Gallery Stock (Rainer Behrens);

Gettyimages (LJM Photo/Design Pics)

he · Herstellung: LW

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-31316-9

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für meinen Dad

TEIL I

»Ich werde euch finden, Geheimnisse,
durch den Schmutz, den ihr hinterlasst,
und eure blutigen Fußspuren.«

Lola Ridge, *Geheimnisse*

1

Die Polizei

Die Polizisten bauten sich Schulter an Schulter am Fußende meines Bettes auf. Ich konnte förmlich spüren, wie sie die blauen Flecken begutachteten, die sich unter meinen Augen bildeten.

»Miss Gracewell, können Sie uns sagen, wie Sie zu diesen Verletzungen gekommen sind?«

Ich warf einen Seitenblick auf meine Mutter und machte mein subtilstes *Ob-Scheiße*-Gesicht. Was sollte ich ihnen denn sagen? Sollte ich auf den Korridor in Richtung der Falcones zeigen und rufen: »Die Mörder sind da lang!«?

Sanft legte sie eine Hand auf meine Schulter. Das Spiel hieß *omertà*, und das Ziel war es, nicht getötet zu werden, weil man jemanden verpiffen hatte. Das Wort leuchtete vor meinem geistigen Auge auf wie eine Neonreklame: *omertà, omertà, omertà*. Der Kodex des Schweigens, und wir waren alle darin gefangen. *Nicht sterben, nicht sterben, nicht sterben*.

»Ich bin gestürzt«, log ich. »Ziemlich unglücklich.«

»Gestürzt«, wiederholte der erste Polizist, Detective Comisky, und sein Schnurrbart zuckte dabei wie eine große graue Raupe. Sein Partner Medina hatte dunkle Knopfaugen. Beide beugten sich hoffnungsvoll nach vorne. Ich

konnte es beinahe riechen – ihr Bedürfnis, sich zu beweisen, indem sie einen Mafia-Killer schnappten, oder auch zwei. Oder zehn. Und sie waren auch ganz nah dran, in gewisser Weise: Eine schier endlose Flut von Mafiosi tummelte sich völlig frei auf den Krankenhausfluren, im Lagerhaus lagen Jacks tote Handlanger und ich war zusammen mit dem Vize-Boss der Falcones eingeliefert worden, der eine Schusswunde davongetragen hatte – all das war höchst ver-dächtig.

»Sind Sie sich da ganz sicher?«, hakte Comisky nach.

Ich presste die Lippen zusammen, nickte und versuchte, den entfernt sprudelnden Quell der Panik in mir zu igno-rieren. Vielleicht wäre es ja wirklich das Richtige gewesen, mit der Polizei zu sprechen, aber wir wussten auch, dass sich die anderen nicht würden aufhalten lassen, falls wir ver-suchen sollten, ihnen ihre Freiheit zu nehmen, auch wenn Nic an meinem Bett saß und auf mich aufpasste. Sicher, ich hatte Luca gerettet, aber Valentino konnte es wohl kaum durchgehen lassen, wenn ich die heilige *omertà*-Regel brach.

»Na schön, Miss Gracewell«, fuhr Comisky in ent-schieden kälterem Ton fort. »Können Sie uns stattdessen viel-leicht mitteilen, wie es dazu kam, dass Sie zusammen mit Gianluca Falcone in dieses Krankenhaus eingeliefert wur-den?«

Ich täuschte ein verwundertes Stirnrunzeln vor. »Wurde ich das?«

Sein Stirnrunzeln war sehr viel überzeugender. »Miss Gracewell, haben Sie irgendwelche Informationen zu der Schießerei in dem Lagerhaus in Old Hegewisch vorgestern Nacht?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.«

»Miss Gracewell, können Sie uns erklären, in welcher Beziehung Sie zur Familie Falcone stehen?«

»Zu wem?«

»Miss Gracewell, können Sie uns sagen, was Sie über die Beziehungen Ihres Vaters zur Familie Falcone wissen?«

»Wie bitte?« Der verbale Schlag traf mich direkt an der Kehle. Meine Worte klangen ganz wackelig, und ich hatte Mühe, meine demonstrative Lässigkeit noch weiter aufrechtzuerhalten. Auch meine Mutter wurde neben mir wütend. Warum brachten sie das zur Sprache? Sie wollten mich aus der Fassung bringen und es funktionierte.

»Detectives, wenn Sie Sophies Vater aus dieser Sache heraushalten könnten, wäre ich Ihnen sehr verbunden«, ging sie dazwischen und verschaffte mir damit mehr Zeit, um meine Gedanken wieder zu ordnen. Einen Moment lang wirkte sie völlig gelassen. Manchmal vergaß ich, dass sie schon früher mit der Polizei zu tun gehabt hatte. Sie hatte zugesehen, wie sie ihren Mann mitgenommen hatten.

Ein unbehagliches Gefühl zwickte in meiner Brust. Ich wünschte mir, mein Vater wäre bei uns. Ich wünschte mir, wir würden uns ohne ihn nicht so ausgeliefert fühlen. Er hatte uns verlassen und wir hatten mit allem allein fertigwerden müssen und es hätte uns beinahe umgebracht. Trotzdem war ich wild entschlossen, mir vor den Detectives nicht anmerken zu lassen, wie sehr es mich mitnahm. Ich war entschlossen, ihnen meine Schwäche nicht zu zeigen.

Die Polizisten wandten ihre Aufmerksamkeit kurz meiner Mutter zu, bohrten dann jedoch weiter, vollkommen unbeeindruckt von ihrer Bitte. »Miss Gracewell, hatte Ihr Vater irgendetwas mit dieser Sache zu tun?«

Diesmal zögerte ich keine Sekunde. »Mein Vater sitzt im Gefängnis, Detectives.«

Ein herablassendes Lächeln hob den Raupenschnurrbart in Comiskys Gesicht. »Das habe ich nicht gefragt.«

Mit einem Mal war mir eiskalt, und meine Mutter, die noch vor ein paar Augenblicken so unerschütterlich gewirkt hatte, wurde totenstill. Wenn ich sie zu lange anschaute, konnte ich die aschfahle Haut unter ihrem spärlichen Make-up sehen. Ihre Fingernägel waren so dicht bis an ihre Haut abgekaut, dass sie blutete. Geheimnisse. Lügen. Sie hätten uns beinahe zerstört. Ich hob das Kinn und blickte den Detectives direkt ins Gesicht. »Tja, aber das ist Ihre Antwort.«

Detective Comisky blähte seine Brust auf und stieß ein tiefes, rasselndes Seufzen aus. Medina unterdrückte ein Gähnen. Er war ganz offensichtlich der Klügere der beiden, denn er machte den Anschein, als würde er lieber nach Hause gehen und ein Nickerchen machen, statt seine Zeit damit zu verschwenden, weiter auf dieser Sache herumzureiten. Ich empfand ihren Besuch schon jetzt als ermüdend. Reden ist sowieso schon ziemlich schwierig, wenn man verletzt ist, aber Lügen ist noch unendlich viel schwieriger. Vielleicht war es ja nur die restliche Wirkung des Morphiums, aber ich fand immer mehr, dass Detective Comisky auf verstörende Weise aussah wie Maurice aus *Die Schöne und das Biest*.

Er holte einen kleinen schwarzen Notizblock aus seiner Hemdtasche und klappte ihn auf. Dann zog er den Bleistift hervor, der hinter seinem Ohr steckte, und tippte damit auf das Papier. »Warum versuchen wir es nicht mal mit der Wahrheit, Miss Gracewell?«, fragte er und schaute mich

wieder an. »Vielleicht sollte ich Ihnen erst mal genau erklären, warum es in Ihrem eigenen Interesse ist, mit der Polizei zusammenzuarbeiten ...«

Meine Miene blieb starr. *Ich hab nichts gesehen. Ich weiß nichts. Sie werden nichts herausfinden.*

Aber wie sich herausstellte, musste ich mir gar keine Sorgen darüber machen, wie sie vorhatten, mich zum Reden zu bringen, weil sie im ganz großen Stil ausgebremst wurden, noch bevor sie es überhaupt versuchen konnten.

Die Tür meines Krankenzimmers schwang auf, und eine Gestalt platzte mit so unangebrachter, wenn auch authentischer Lässigkeit herein, dass man beinahe hätte meinen können, wir hätten ihn erwartet. Seine Kleidung war so makellos wie immer: ein hellgrauer Anzug, der im Neonlicht schimmerte, und Lackschuhe, die beim Gehen klapperten. Er hatte sein silbergraues Haar hinter die Ohren gegelt. Ich musste beinahe würgen, als der Honiggeruch in den Raum wehte und sich auf meiner Haut, meinem Haar und meinem Gehirn festsetzte.

Ich hatte ihn seit dem Lagerhaus nicht mehr gesehen, und eigentlich hatte ich gehofft, ihn auch nie wieder sehen zu müssen. Aber unglücklicherweise – für mich und meinen Puls – steckten wir gemeinsam in dieser Polizeiermittlung, und als *consigliere* der Falcones würde Felice nicht zulassen, dass sie noch länger ohne seine Aufsicht stattfand.

»Buongiorno, Detectives«, begrüßte er die Polizisten, rauschte in einem Bogen um sie herum und stellte sich mittig an die Seite meines Betts. Die grauenvolle Süße hing schwer in der Luft, und ich fragte mich, ob ich je wieder Honig würde riechen können, ohne sofort ein Gefühl des sicheren Todes zu haben.

Felice legte eine Hand auf meine Bettkante und schlang seine Finger um die Gitterstäbe. Ich spürte, wie ich in seiner Nähe ganz steif wurde. Sie brachte unwillkommene Erinnerungen daran zurück, wie ich in seiner riesigen, von Bienen befallenen Villa gefesselt gewesen war, kurz bevor mir sein Bruder, Calvino, die Seele aus dem Leib geprügelt hatte. Ich wandte mich von ihm ab. Auf der anderen Seite des Betts drückte meine Mutter meine Schulter.

»Es ist alles gut, mein Schatz«, flüsterte sie, aber in ihrer Stimme lag kein Hauch von Überzeugung. Das letzte Mal, als sie Felice Falcone gesehen hatte, hatte er eine Pistole auf ihren Kopf gerichtet. Falls sie glaubte, ich könnte nicht spüren, wie ihre Hand auf meiner Schulter zitterte, irrte sie sich.

»Mr Falcone«, krächzte Detective Comisky, und seine Wangen wurden rot. »Ich muss Sie bitten, wieder zu gehen. Wir führen hier eine private Befragung mit Miss Gracewell durch.«

»Warum das denn, Detective Comisky?« Felices Lächeln war zwar falsch, aber viel geübter als das seiner beiden Gegenüber.

»Na ja, wir ...«, stammelte Detective Comisky. Er klappete den Notizblock wieder zu und steckte ihn zurück in seine Hemdtasche, krallte seine Hand jedoch weiter um den Bleistift. »Ich kann mich nicht erinnern, Ihnen meinen Namen genannt zu haben, Mr Falcone.«

Felice hob seine beinahe unsichtbaren Augenbrauen. »Sie kennen doch auch *meinen* Namen, Detective. Ist es da wirklich so seltsam, wenn ich auch Ihren kenne?«

Detective Comisky wurde kreidebleich. Felice heuchelte Überraschung und machte einen Schritt auf ihn zu. »Walter

Comisky«, verkündete er. »342 Sycamore Drive, glaube ich. Wunderschöne Wohngegend. Diese altmodischen Ziegelhäuser, und dann dieser fabelhafte Park am Ende Ihrer Straße. Ich wette, den finden Ihre Mädchen großartig.«

Detective Comisky rollte die Schultern zurück und richtete sich ein wenig auf. Er war einen halben Kopf kleiner als Felice, aber er schob das Kinn ganz weit nach vorne, um diesen Unterschied wettzumachen. »Tun sie, Mr Falcone. Also, wenn Sie uns jetzt einfach wieder ...«

»Und Ihre Frau muss diesen Garten hinter Ihrem Haus ja *lieben*. So viel Platz für ihre Gärtnerleidenschaft. All diese wunderschönen Hortensien, und langstielige Gänseblümchen habe ich ja schon immer geliebt. Sie heißt Alma, richtig?« Er zeigte erneut ein Zweiunddreißig-Zähne-Grinsen.

»Nein«, entgegnete Detective Comisky mit offensichtlicher Erleichterung. Er zog seinen Gürtel nach oben und antwortete mit einem vorsichtigen, nicht ganz so einstudierten Lächeln, das unter seinem Schnurrbart aufblitzte: »Heißt sie nicht.«

Hinter ihm entglitten Detective Medina sämtliche Gesichtszüge.

»Nein, nein, nein.« Felice rieb sich die Schläfen, so als hätte ihm sein Gedächtnis einen Streich gespielt. »Das ist nicht Ihre Frau, Walter, das ist Detective *Medinas* Frau ... nicht wahr, Doug?« Er blickte an Comisky vorbei und stellte sein plötzliches Interesse an Detective Medina übertrieben theatralisch zur Schau.

Es dauerte mehrere lange Sekunden, bevor Detective Medina antwortete: »Ich weiß wirklich n-n-nicht, warum das bei einer p-p-polizeilichen Ermittlung eine Rolle spielen sollte, Mr Falcone.«

Meine Mutter drückte meine Schulter noch ein wenig fester, während ich unter der Bettdecke meine Finger in mein Bein krallte, damit es aufhörte zu zittern. Felice war ein Meister der Einschüchterung, und es war beinahe unmöglich, das Entsetzen in den Gesichtern der beiden Detectives nicht zu bemerken, als ihnen endgültig klar wurde, was hier gerade vor sich ging: Hier schärfte eine Katze ihre Krallen vor zwei zitternden Mäusen.

»Es spielt eine Rolle«, erklärte Felice, ohne die Augen von seiner Beute abzuwenden, »weil ich vielleicht ein Geschenk für Sie habe. Für Ihre beiden Frauen, um genau zu sei. Alma und ...« Er tippte sich gekünstelt und betont nachdenklich ans Kinn, aber es gab nicht einen Menschen im Raum, der nicht davon überzeugt gewesen wäre, dass er ganz genau wusste, wie Detective Comiskys Frau hieß. »Rose!«, triumphtierte er mit gespielter Begeisterung über seinen vorge-täuschten *Abal*-Moment. »Wie konnte ich das nur vergessen? Rose. Wunderschön, wie eine Blume. So wunderschön wie ihr Garten. Das passt doch perfekt zusammen.«

Detective Medina legte eine Hand auf seine Brust und rieb sie möglichst beiläufig und ganz langsam, aber es bestand durchaus die Möglichkeit, dass er tatsächlich gerade einen Herzinfarkt erlitt. Ich stellte mir vor, wie Felice über seine Leiche stieg und aufpasste, sich dabei keinen Kratzer an seinen Schuhen einzufangen. *Würg.*

Als Felice erneut das Wort ergriff, klang seine Stimme leiser. »Vielleicht hätten Ihre Frauen ja gern ein Glas von meinem hausgemachten Honig? Ich könnte es bei ihnen vorbeibringen lassen, das wäre überhaupt kein Problem ...« Er verstummte und ließ den Satz und alles, was ungesagt darin mitschwang, in der Luft hängen.

Der Bleistift in Detective Comiskys Faust zerbrach.

Felice grinste hämisch.

Ich versank noch tiefer unter meiner Bettdecke. Ich erinnerte mich noch sehr gut an das Honigglas, das Felice an Jack geschickt hatte, und ich erinnerte mich auch noch sehr genau daran, wohin es uns alle geführt hatte. Den Gesichtern der Detectives nach zu urteilen war es eindeutig, dass auch sie ganz genau wussten, was dieses Glas mit der schwarzen Schleife bedeutete. In der Unterwelt trug Felice den Spitznamen »Der Stich« und sein Honig brachte den Tod.

»Das ist schon in Ordnung, Mr Falcone«, erwiderte Detective Comisky und schob sich ein Stück zur Seite, bis er nicht mehr zwischen Felice und der Tür stand. Er deutete auf die Tür. »Wir wollen nichts von Ihnen. Wir möchten nur gern diese private Befragung fortsetzen. Wenn Sie uns also jetzt bitte allein lassen würden.«

Felice warf die Hände in die Luft und klatschte einmal. »Natürlich«, sagte er mit vergnügter Gleichgültigkeit. »Ich muss sowieso nach meinem Neffen sehen. Wie ich gehört habe, ist er von all Ihren Fragen heute Morgen noch völlig erschöpft. Ich will doch hoffen, Sie haben nicht vor, diesem armen Mädchen dasselbe anzutun. Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie sehr viel Ruhe braucht. Und ich bin mir noch sicherer, dass diese ganze Ermittlung nur eine Verschwendung Ihrer wertvollen Zeit ist, die Sie andernorts viel produktiver einsetzen könnten.« Er verließ das Zimmer, ohne sich noch einmal umzublicken.

Meine Mutter löste ihren Griff um meine Schulter und atmete mit einem erstickten Keuchen aus. Meine Handflächen waren vor Schweiß ganz glitschig, obwohl Felice uns

nicht ein einziges Mal angeschaut hatte, solange er im Raum gewesen war.

»Gut, dann«, begann Detective Comisky, »auf ein Neues.«

Die Befragung endete wenige Minuten später. Das war an Tag zwei. Zwei Tage war es her, seit mein Leben völlig auf den Kopf gestellt worden war und sich alles, was ich zu wissen geglaubt hatte, verändert hatte. Es gab so vieles, was mich verfolgte, so viele in Albträume verflochtene Fragen. Und so viele Menschen. Menschen, die ich niemals wiedersehen wollte; Menschen, denen ich niemals begegnen wollte. Und Menschen, die mir immer noch Antworten schuldeten. Und obwohl ich es damals noch nicht wusste, gab es jemanden, dem es genauso ging wie mir, der auf der anderen Seite dieser Welt gefangen war und versuchte, ihr zu entfliehen.

2

Die Mafia-Königin

Zunächst weigerte sich meine Mutter, mir von der Seite zu weichen. Sie betrachtete mich wie eine Statue von ihrem Stuhl aus, und ihre blutroten Augen fielen vor Müdigkeit halb zu, während sie meine Hand mit ihrer umklammerte und mir versicherte, dass bald alles besser werden würde. Ihre Stimme zitterte, als sie das sagte, und ich wunderte mich, dass sie sich so standhaft weigerte, sich von mir zu trennen. Hatte sie Angst, mich mit mir selbst allein zu lassen, oder eher davor, selbst allein zu sein?

Als sie vor Erschöpfung kaum noch die Augen offen halten oder etwas sagen konnte, ohne am Ende jedes Satzes zu gähnen, willigte sie aber doch ein, nach Hause zu fahren und ein bisschen zu schlafen. Es war fast vorbei. Am nächsten Tag würden sie mich entlassen. Und danach würde ich nie wieder ein Krankenhauszimmer betreten müssen.

Das Geräusch ihrer sich entfernenden Schritte wurde von Nics sichereren Tritten abgelöst. Er kam vom Krankenbett seines Bruders zurück, wo er die andere Hälfte seiner Zeit verbrachte, während ihn seine Schuldgefühle entzweirissen.

»Hey«, flüsterte er. Er beugte sich über mich und beur-

teilte möglichst unauffällig den Zustand meiner blauen Flecken, genauso, wie er es immer tat. Vielleicht wollte er nicht, dass ich mich deswegen unbehaglich fühlte, oder vielleicht wollte er mich auch nur nicht daran erinnern, wo sie herkamen.

»Hi.« Ich lag flach im Bett und spürte das Gewicht meiner Müdigkeit auf den Lidern. Er sah genauso erschöpft aus, wie ich mich fühlte. »Ich versuche, nicht einzuschlafen.«

»Schlaf ruhig, wenn du willst, Soph. Ich bin hier.«

Ich bemerkte gar nicht, dass er sich bewegte, bis ich die sanfte Berührung seiner Finger spürte, als er mir das Haar aus dem Gesicht strich.

Ich wollte nicht schlafen – schlafen bedeutete träumen, und träumen bedeutete Alpträume, und ehe ich mich versah, wachte ich wieder einmal schreiend auf. Ich schüttelte den Kopf, konnte aber bereits fühlen, wie die Nervenverbindungen in meinem Gehirn ermatteten. »Du solltest besser wieder gehen«, sagte ich, und meine Zunge fühlte sich ganz dick in meinem Mund an. »Die Besuchszeit ist vorbei.«

Ich spürte, wie seine Lippen in einem Lächeln zuckten, als er sie auf meine Hand drückte. Er hatte null Respekt vor Besuchszeiten. Unter anderem. »Ich warte noch, bis du eingeschlafen bist.«

Als mich das Gefühl von Sicherheit umschloss, ließ ich meine Augen zufallen.

»Es tut mir leid«, sagte er zärtlich. »Verzeih mir, Sophie.«

Ich wollte es. In solchen Momenten war es ganz leicht, wenn ich zu müde war, um nachzudenken, zu abgelenkt, um mich zu erinnern. Es war leicht, ihm zuzuhören, wenn er mir etwas zuflüsterte und seine Finger meine streichelten.

Wenn ich zu sehr über diese Hände nachgedacht hätte – was sie tun konnten oder bereits getan hatten –, dann wäre ich nicht in der Lage gewesen, sie zu halten oder zuzulassen, dass sie ganz sanft über die blauen Flecken in meinem Gesicht strichen.

Wenn ein »Tut mir leid« alles hätte besser machen können, dann wäre ich geradewegs aus dem Krankenhaus spaziert, ohne je wieder zurückzublicken. Aber tief in meinem Inneren wusste ich, dass der Junge, der mit stiller Aufmerksamkeit über mich wachte, derselbe war, der im Lagerhaus eine Kugel in meinen Onkel versenkt hatte. Und trotzdem: Wenn Nic mich mit diesen goldgesprenkelten Augen anschaute, fiel es mir schwer, das Kribbeln in meinem Bauch zu ignorieren, oder die Schwäche in meinen Armen, wenn ich versuchte, ihn wegzustoßen.

Die Grenze zwischen richtig und falsch war eine dunkle, verschwommene Kluft, und ich war mitten hineingestürzt.

* * *

Als ich schreiend aufwachte, schwebte etwas durch die Dunkelheit an den Wänden entlang, das aussah wie eine seltsame geflügelte Gestalt. Ich versuchte, sie wegzublitzeln, aber die Figur wurde immer klarer und größer. Real. Ich unterdrückte einen weiteren Schrei, setzte mich kerzengerade auf und krallte mich an den Kissen fest. »Wer zur Hölle ist da?«

Entweder war das die unheimlichste Krankenschwester der Geschichte oder man würde mich gleich umbringen. Sie schob sich näher an mich heran, bis das schwache Licht, das unter der Tür hereinströmte, ihre Silhouette flackernd erleuchtete. Ich hatte Elena Genovese-Falcone bisher erst

zweimal gesehen – einmal auf Valentinos Porträt von ihr und einmal in einem Zeitungsartikel über die Beerdigung von Don Angelo Falcone, Nics Vater. Sie war noch in Europa gewesen, als Nic und seine Brüder nach Cedar Hill gezogen waren.

Live wirkte sie wie eine Statue. Sie hatte eine schmale, kantige Figur, die von ihrer eng anliegenden maßgeschneiderten Kleidung noch unterstrichen wurde. Ihre Nase zeigte spitz nach oben und ihr dunkles Haar war zu einem Dutt zusammengefasst. Sie hielt sich am Gitter am Ende meines Betts fest. Wenn wir in einem Superheldenfilm gewesen wären, hätte sie es wahrscheinlich einfach abgerissen, so angespannt krallten sich ihre Fäuste daran fest.

»Also«, sagte sie. »Du bist das Gracewell-Mädchen.«

Ihre Stimme klang vornehm, mit dem Anflug eines italienischen Akzents. Es war keine Frage, eher eine Anschuldigung, und ich hatte plötzlich das Gefühl, in der Falle zu sitzen. Was ziemlich dumm war, wenn man bedachte, dass das nun mal mein Name war und sie sich nicht gerade ein Bein hatte ausreißen müssen, um ihn in Erfahrung zu bringen.

»Ja«, erwiderte ich, und ein Zittern kroch in meine Stimme, während ich die Hand nach der Nachttischlampe ausstreckte. »Das bin ich.«

Als es im Zimmer hell wurde, fühlte ich mich einen Hauch selbstbewusster. Ich würde mich wahrscheinlich ducken und zur Seite rollen können, falls es nötig wäre, aber soweit ich sehen konnte, war sie nicht bewaffnet. Es sei denn, man zählte das herablassende Grinsen dazu. Die Lampe hüllte sie in harsches Licht und erhellte ein geschminktes Gesicht mit hohen Wangenknochen und spit-

zem Kinn. Über ihren strahlend blauen Augen hingen schwere Lider.

Ich strich mir einige klebrige Haarsträhnen aus dem Gesicht. Sollte sie ruhig einen ausführlichen Blick darauf werfen, was ihre Familie mir angetan hatte. Sollte sie ruhig die blauen Flecken sehen, die sich bereits gelb verfärbten, und meine geschwollenen Wangen. Ich würde meine Stellung behaupten – ich würde ihr zeigen, dass ich keine Angst hatte. Obwohl ich nichts als blanke Todesangst verspürte. »Darf ich vielleicht erfahren, was Sie um diese Zeit in meinem Zimmer machen, Mrs Falcone?«

Falls es sie überraschte, dass ich wusste, wer sie war, ließ sie es sich nicht anmerken. Ich schätze, jeder Vollidiot könnte bei einer Runde im »Finde den Falcone«-Quiz Punkte sammeln – einfach nach dem Haar aus der Shampoo-Werbung oder diesem Ich-könnte-dich-umbringen-Blick Ausschau halten.

Ihre Lippen verzerrten sich zu einer dünnen Linie. »Du und ich haben ein Problem.«

»Und was für ein Problem soll das sein?«

Sie richtete sich noch gerader auf und verschränkte die Arme vor der Brust. *Okay*. Sie war groß. »Du hast *irgend-etwas* mit meinen Söhnen gemacht.«

Gott. Wie war das noch gleich mit den selektiven Informationen? »Falls Sie damit Luca meinen, dann ja: Ich hab was mit ihm gemacht. Ich habe ihm das Leben gerettet.«

»Etwas *anderes*«, stellte sie mit kühler Entrüstung klar. »Versuch nicht, mir dumm zu kommen.«

Ich nahm an, dass es mir keine Bonuspunkte einbringen würde, dass ich ihren Sohn gerettet hatte. »Ich bin in das reinste *disastro* zurückgekehrt. Nicoli ist völlig geistesabwe-

send. Abgelenkt. Du bist in seinen Kopf gekrochen wie ein Wurm.«

Ich sah sie langsam blinzelnd an. »Haben Sie ... haben Sie mich gerade als *Wurm* bezeichnet?«

»Das bist du auch. Ein amerikanischer Wurm.«

»Ich bin kein Wurm.« Das war eine Wortfolge, von der ich niemals geglaubt hätte, dass ich sie tatsächlich irgendwann mal aussprechen würde. Beleidigten sich Mafiosi gegenseitig immer so? Wenn ich mutiger gewesen wäre, hätte ich sie vielleicht als Mistkäfer beschimpft und ihr die Zunge rausgestreckt. »Ich bin ein Mädchen«, fügte ich zur weiteren Klarstellung hinzu und kam mir dabei ein bisschen wie eine wütende Zweijährige vor.

»Ein *dummes* Mädchen«, fauchte sie. Sie war mir jetzt viel zu nah. Ich konnte sehen, wie ihre mit Botox aufgespritzte Stirn glänzte. »Du hättest dich um deine eigenen Angelegenheiten kümmern sollen.«

»Wissen Sie denn nicht, was passiert ist?«, fragte ich. »Haben Sie wirklich keine Ahnung?«

Sie starrte durch mich hindurch, völlig perplex. Meine Stimme wurde ein wenig kräftiger, und ich wagte mich noch weiter vor und versuchte, sie zur Vernunft zu bringen. »Glauben Sie, es macht mir Spaß, im Krankenhaus zu liegen? Glauben Sie, es gefällt mir, wenn mein Gesicht so gelb und violett aussieht? Ich wurde in diese völlig verdrehten Spielchen Ihrer Familie mit hineingezogen. Ich wollte niemals etwas damit zu tun haben.«

»Dann hättest du dich vielleicht von meinem Sohn fernhalten sollen.«

Ich konnte meinen Pulsschlag am äußersten Zipfel meiner Ohrläppchen spüren. *Beruhig dich, Sophie. Ganz*

rubig. »Vielleicht hätte er sich ja von mir fernhalten sollen.«

»Und Gianluca!« Sie warf die Hände in die Luft. »*Mio figlio!* So schwach ist er jetzt. *Cos'è successo?*«, fragte sie die Zimmerdecke. »Dieses Mädchen ... dieses Mädchen ...« Sie schüttelte den Kopf und runzelte die Stirn, während ihr saphirblauer Blick über mein Gesicht wanderte. »Ein wunderschönes Nichts. Du hast sie zerstört.«

Damit war sie geradewegs über meine Toleranzschwelle für unhöfliche Scheiße gerauscht. Ich musste mich schon mit genügend unausweichlichen, unangenehmen Dingen herumschlagen, wenn ich schlief, und ich würde nicht zulassen, dass mich auch noch jemand beschimpfte, wenn ich etwas dagegen unternehmen konnte.

»Ich hab sie *zerstört?*« Ich spürte, wie die Wut in mir hochkochte, und ließ zu, dass sie mich vereinnahmte und stark machte. »Ich habe Luca das Leben gerettet. Jede normale Mutter würde mir danken und nicht mitten in der Nacht in mein Zimmer einbrechen, noch dazu in dem *Krankenhaus*, in das mich *Ihre Familie* gebracht hat. Wo zur Hölle sind Ihre Manieren im Umgang mit Patienten?«

»Vorsicht«, warnte sie mich.

»Ich *bin* vorsichtig«, erwiderte ich. »Zumindest *war* ich das, bis ...« Ich unterbrach mich. Was würde es nützen, ihren engelsgleichen Söhnen die Schuld zu geben? Sie leugnete alles so rigoros, dass es sie vollkommen blind machte. »Wenn Sie nicht erkennen können, dass es bei allem, was ich je getan habe, darum ging, Ihren Söhnen zu helfen, und das trotz all der schlimmen Dinge, die sie getan haben, dann ist das *Ihr* Problem. Und jetzt verschwinden Sie aus meinem Zimmer, bevor ich die Schwester rufe!«

Elena Genovese-Falcone atmete zischend aus. Sie beugte sich über mich, genauso wie Nic es manchmal tat, aber die Wirkung war eine völlig andere. Sie schob ihr Gesicht so dicht vor meines, dass ich die Kapillargefäße in ihren Augen erkennen konnte. Ich zuckte vor ihr zurück und verfluchte meine Instinkte dafür, dass sie mich schwach aussehen ließen.

»Ich werde gehen, wenn ich alles gesagt habe, weswegen ich hergekommen bin. Vergiss nicht, *saccente*, dass du hier nur auf Befehl meines Sohns in Sicherheit liegst, das ist alles. Ich weiß *genau*, wer du bist – wer dein Vater ist, *was* für Ungeziefer dein Onkel ist und was ihr uns alles schuldig seid.«

»Wir sind Ihnen gar nichts mehr schuldig.«

»Diese Augen«, sagte sie und zog sich wieder von mir zurück, wobei ihre Stimme tödlich ruhig klang. Rebellische Falten tauchten auf ihrem Nasenrücken auf. »Sie sind seelenlos.«

»Bitte lassen Sie mich einfach allein.«

Sie starrte mich nur an, so als wäre ich ein Rätsel, das sie plötzlich lösen musste, und als stünde irgendetwas auf meine Pupillen geschrieben. Nach einem Augenblick der schweren Stille flüsterte sie mir zu, als wollte sie mir etwas anvertrauen: »Ich weiß, dass mehr hinter dir steckt, als du mich glauben machen willst.«

»Nein«, entgegnete ich entnervt und schüttelte ebenso vor Erschöpfung wie zur Verneinung den Kopf. »Was Sie sehen, ist alles, was hinter mir steckt.« *Im Gegensatz zu ... oh, ich weiß auch nicht ... jedem Mitglied Ihrer Familie.*

Ihre Lippen zuckten. »Irgendwie bezweifle ich das.«

»Warum sind Sie hergekommen?«, wollte ich wissen.

»Um mich zu beleidigen? Um zu Ende zu bringen, was Ihre Familie angefangen hat?«

»Ich bin hergekommen, um dir zu sagen, dass du dich von meinen Söhnen fernhalten sollst, sonst werde ich, wenn wir uns das nächste Mal begegnen, nicht so genau aufpassen, wohin ich meine Hände lege.«

»Sie würden mir nicht wehtun«, wagte ich mich vor. Valentino würde es ihr nicht erlauben. »Nicht nach dem, was ich im Lagerhaus getan habe.«

Ihr Lachen erstarb ebenso schnell in ihrer Kehle, wie es sich gebildet hatte. »Kindchen, ich würde sogar meiner Schwester eine Kugel in den Kopf jagen, wenn sie mir je ungeschützt begegnen würde, also was macht dich so sicher, dass ich es nicht auch bei jemandem tun würde, den ich erst einmal getroffen habe?«

Plötzlich sah ich sehr lebhaft vor mir, wie sie mich erwürgte. Bei der Vorstellung musste ich lauter schlucken, als ich es beabsichtigt hatte.

»Du bist nicht für diese Welt bestimmt«, fügte sie hinzu, als wäre es die schlimmstmögliche Beleidigung.

»Sie sagen das, als wäre es etwas Schlechtes.«

»Wir werden geboren, nicht gemacht. Unsere Dynastie und mein Ehrgeiz haben mich zu der gemacht, die ich bin. Sie haben mir das Leben ermöglicht, das ich immer wollte, den Status, der mir seit meiner Geburt zustand. Die Frauen der Genoveses sind Kämpferinnen. In unseren Adern fließt das Blut Siziliens und ganze Familien arbeiten unter uns. Für dich wird es niemals so sein. Du wirst niemals mehr sein als eine flüchtige Abwechslung für meinen Sohn.« Sie wandte sich von mir ab und blieb mit der Hand an der Tür noch einmal stehen. Sie stand in der Dunkelheit. Ich kam

zu dem Schluss, dass ich sie jetzt, wo ich sie kennengelernt hatte, in dieser Form vorzog: als unerkennbaren Schatten. »Er würde dich nie über seine Familie stellen.«

Von einer Mischung aus Mut und Zorn erfasst, schleuderte ich ihr als Antwort entgegen: »Wer sagt Ihnen denn, dass ich ihn je über meine stellen würde?«

»Bitte«, warf sie über die Schulter zurück. »Die Familie, die du noch hast, ist kaum der Rede wert, und das wissen wir beide.«

Glühende Wut schoss durch meinen Körper, und ich stellte mir vor, wie ich aus dem Bett sprang und ihr das Haar direkt an den Wurzeln ausriss. »Sie wissen überhaupt nichts über meine Familie oder meine Loyalität«, spuckte ich aus. »Und jetzt verschwinden Sie!«

Sie ließ ein leises Lachen zurück und ich fiel keuchend auf mein Kopfkissen. Adrenalin durchflutete mich. Ich war völlig verängstigt, wütend und verwirrt – und ich wünschte mir, ich wäre mutiger gewesen. Ich wünschte mir, ich könnte mich gegen die Falcones behaupten, ohne dass mich sofort das Gefühl beschlich, dass mein Ende unmittelbar bevorstand. *Verdammt sollen sie sein. Verdammt soll sie sein.* In einer anderen Welt hätten wir uns vielleicht gut verstanden. Aber im grellen Licht des Tages, zwischen zwei Familien, die einander auf ewig hassen würden, war ich nichts weiter als eine lästige, störende *Americana* – und sie war die Mafia-Königin aus der Hölle.

3

Auf Wiedersehen

»Weißt du, als ich mich heute Morgen durch deinen Kleiderschrank gewühlt hab, hat mich eine schreckenerregende Erkenntnis getroffen: Vier Jogginghosen sind für einen Menschen allein mehr als genug für ein ganzes Leben.«

»Tja«, erwiderte ich, nahm Millie eine der besagten Jogginghosen ab und balancierte auf ihren Arm gestützt, während ich die Hose unter dem Krankenhausbett hochzog, »das kann ganz eindeutig auch nur jemand sagen, der noch nie eine komplette Pizza verdrückt hat und dabei von seiner Jeans verraten wurde. Man kann nie genügend Jogginghosen haben.«

»Jogginghosen sind im Prinzip nichts anderes als Schlafanzüge.«

Ich wackelte mit meinem Finger vor ihrer Nase hin und her. »Gesellschaftsfähige Schlafanzüge. *Gesellschaftsfähig*.«

Sie rümpfte angewidert die Nase, und ich musste das plötzliche Bedürfnis unterdrücken, sie in den Arm zu nehmen. Das passierte mir in letzter Zeit ziemlich häufig – diese verrückten Zuneigungsanfälle für meine beste Freundin, die seit der Sache im Lagerhaus noch mehr als sonst für

mich da gewesen war. Außerdem war ich in annähernd guter Stimmung, weil ich gerade entlassen worden war, meine Mutter auf dem Parkplatz wartete, Millie mir beim Anziehen half und ich endlich nach Hause gehen konnte. Selbst wenn mein Leben nie wieder so sein würde wie früher, würde ich wenigstens meilenweit von Infusionsständern und überall lauenden Falcones entfernt sein. Vor allem von den weiblichen.

Ich streifte mein Krankenhausnachthemd ab und schlüpfte in ein Tanktop und Flip Flops. Mein Haar war so fettig, dass ich es zu einem Pferdeschwanz zusammenfasste und die abtrünnigen Strähnen aus meinem Gesicht strich. Ich beschloss jedoch, mein allgemeines Gefühl der Trostlosigkeit möglichst gering zu halten und daher nicht in den Spiegel zu schauen.

»Hier«, sagte Millie und reichte mir eine Dose Fettcreme mit Erdbeerduft. »Die hilft vielleicht.«

»Danke.« Es war zwar, als würde man versuchen, eine Schusswunde mit einem Hello-Kitty-Pflaster zu versorgen, aber ich schmierte sie mir trotzdem auf die Lippen.

Millie schnappte sich meine Reisetasche vom Nachttisch und strich das Laken ein letztes Mal glatt, um sicherzugehen, dass ich nichts vergessen hatte. »Bist du bereit?«

Ich ließ den Blick noch einmal flüchtig durch mein Krankenzimmer schweifen. *Hach, unsere gemeinsamen Zeiten.* »Ich bin so was von bereit.«

»Soph?« Mein Name fiel gleichzeitig mit einem Klopfen, und mein Herz pochte doppelt so schnell, als Nic das Zimmer betrat.

»Oh«, sagte Nic und sah gleichzeitig Millie und mich. Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar und zerzauste, was

ohnehin zerzaust war. »Hi, Millie. Ich wusste nicht, dass du schon so früh herkommen würdest.«

»Nic«, begrüßte sie ihn mit einem falschen Lächeln, bei dem jedes durchsichtige Glied ihrer Zahnsperre zu sehen war. »Es ist mir ein Missvergnügen.«

Bis zu diesem Zeitpunkt war es mir wie durch ein Wunder gelungen, die beiden seit dem Lagerhaus voneinander fernzuhalten. Meine Gefühle für Nic mochten vielleicht das reinste Chaos sein, aber Millies Meinung über ihn und den Rest seiner Familie war glasklar.

»Okay«, erwiderte er und schien nicht mehr so recht zu wissen, wo er mit sich hinsollte. »Es ist toll von dir, dass du Sophie so hilfst.«

Millies Lachen klang kalt. »Danke für die positive Verstärkung, Nic. Ich bin überrascht, dass du es überhaupt erkennst, wenn jemand einem anderen Menschen hilft.«

Nic steckte die Hände in die Hosentaschen und ließ mit einem Seufzen die Schultern sinken. Er sah mich an. »Ich bin nur gekommen, um auf Wiedersehen zu sagen.«

»Und, ist dein blöder, erbärmlicher, arroganter Bruder hier auch irgendwo?«, warf Millie ein. Wenn ihre Wut auf Nic mit einem Sturm zu vergleichen war, dann glich ihre Haltung gegenüber Dom einem Orkan.

»Welcher?«, fragte Nic zurück.

Millie schnaubte. »Ich schätze, die Liste ist ziemlich lang. Ich spreche von Dom, dem König der Arschlöcher und Großmeister aller Vollidioten.«

»Oh ...«

»Dem General der Scheißkerl-Armee«, unterbrach Millie ihn.

»Er ist ...«

»Admiral der Deppen-Marine, Kapitän der ...«

»Ich hab's kapiert«, schnitt diesmal Nic ihr das Wort ab, in seiner Stimme lag ein Anflug von Gereiztheit.

»Ich wollte nur sichergehen«, erwiderte Millie. »Ich weiß, dass wir beide auf *völlig* verschiedenen Planeten leben, mit völlig anderen Regeln, wer wen wahllos ermorden und in Gefahr bringen darf, deshalb dachte ich, ich drücke es für dich lieber ganz deutlich aus.«

Nic biss nicht an. »Dom ist am Ende des Flurs in Lucas Zimmer.«

»Gut, dann sag ihm, dass er nicht in unsere Nähe kommen soll. Ich würde nur ungern das Risiko eingehen, in seinem überschüssigen Haargel zu ertrinken.«

»Okay.«

»Und sag ihm auch, dass er ein Arschloch ist, weil er mich dazu benutzt hat, *die Familie meiner besten Freundin auszuspionieren*.«

»Ich werd's ihm ausrichten.«

»Mil«, ging ich dazwischen, »gibst du mir bitte eine Sekunde mit Nic, bevor wir gehen?« Wahrscheinlich die letzte Sekunde, die wir jemals miteinander haben würden.

»Na schön. Aber darf ich ihm zuerst noch eine allerletzte Frage stellen?«

Nic hielt als Geste der Kapitulation die Hände hoch. »Tu dir keinen Zwang an.«

»Wenn ich dir einen Schokoriegel anbieten würde, würdest du mir dann zum Dank ins Gesicht schlagen?«

»Was?«

Millie tat, als würde sie ernsthaft darüber nachdenken. »Ich hab mich nur gefragt, wie du dich normalerweise revanchierst. Du weißt schon, wie neulich, als Sophie das

Leben deines Bruders gerettet hat und du dafür auf ihren Onkel geschossen hast.«

Ob, was ist das denn? Ach ja, das bislang totgeschwiegene Problem.

Nics Blick huschte wieder mal zu meinem. Er schien zu sagen: *Bitte, erlöse mich aus meinem Elend.* »Ich versuche, das wiedergutzumachen«, antwortete er leise.

»Kann man es zurücknehmen, wenn man auf jemanden geschossen hat?«, fragte Millie. »Davon hab ich noch gar nichts gehört.«

»Ookay«, sagte ich und schob Millie Richtung Tür. »Nur eine Minute, Millie. Bitte.«

»Tut mir leid, aber das war echt ein gutes Gefühl«, seufzte sie. »Ich musste das tun.«

»Ich weiß«, versicherte ich ihr. Sie verschwand in den Flur hinaus und ich machte die Tür hinter ihr zu.

Das Zimmer fühlte sich mit einem Mal viel kleiner an. Ich musste mich aufs Bett setzen, um wieder zu Atem zu kommen. Das Blöde an gebrochenen Rippen ist, dass selbst das Stehen nach einer Weile problematisch wird.

»Also ... das war ganz schön unangenehm«, begann er, kam zu mir und stellte sich vor mich, wobei seine Knie meine beinahe berührten. Die Anstrengung, die ihn diese Begegnung gekostet hatte, zeichnete sich über seinen Augenbrauen ab. »Ich schätze, sie hasst mich.«

»Sie passt nur auf mich auf«, beruhigte ich ihn, vermied es jedoch, ihm direkt in die Augen zu schauen, weil er sonst gesehen hätte, was es wirklich bedeutete: *O Mann, sie hasst dich mit dem Feuer von tausend Sonnen.*

»Und das ist ja das Komische«, sagte er, ohne zu lächeln. »Das tue ich auch.«

»Ich weiß.« Die Traurigkeit in seiner Stimme hallte in meiner wider. »Ich weiß, dass du das tust.«

Während sich die Stille zwischen uns ausdehnte, hielt uns die Hitze zwischen uns zusammen, wie bei zwei Magneten, die sich beinahe berührten.

»Okay«, sagte er leise, »dann sollte ich dich jetzt wohl besser allein lassen.«

Mir wurde ganz kribbelig unter der Hitze seines Blicks. Es war seltsam, dass er in mir selbst jetzt, nach alledem, noch diese Last der Gefühle auslösen konnte. Ich war mir nicht sicher, ob ich es liebte oder hasste, dass er mich so nervös machte. »Ja«, erwiderte ich, erhob mich wieder und keuchte überrascht, weil mich selbst das einige Anstrengung kostete. Er wich einen Schritt zurück, um mir Platz zu machen, streckte jedoch die Hände aus, für den Fall, dass ich sie brauchte. »Du solltest wahrscheinlich lieber verschwinden. Ich würde gern wenigstens bis zu meinem Abschlussball überleben.«

Er lächelte nicht. Ich auch nicht. Ich stand noch immer ein wenig vornübergebeugt, da es mir die andauernden Schmerzen schwer machten, mich ganz aufzurichten. Mein Gesicht glich einer Ansammlung miteinander verschmelzender Prellungen – leuchtendes Gelb vermischte sich mit verblässigendem Violett, das dunkle Flecken unter meinen Augen und entlang meines Kiefers bildete. Ich konnte nie mehr als ein paar Sätze am Stück sagen. Und so würde er sich an mich erinnern.

Wir blieben auf halber Strecke zwischen der Tür und dem Bett stehen. Das hier war der Moment, auf den wir seit dem Tag zugerast waren, an dem ich herausgefunden hatte, wer er war – das war der Moment, in dem wir uns auf

Wiedersehen sagen würden. Und nun, als er da war, wollte ich ihn einfach nur noch hinter mich bringen.

»Okay«, sagte ich und wandte mich von ihm ab, »ich geh dann jetzt ...«

»Soph.« Nic zog mich am Arm und drehte mich zu sich um.

»Nicht«, sagte ich und hatte mit einem Mal Angst vor unserer Nähe, die wie ein Pfeil durch meinen einigermaßen aufgeräumten Gefühlshaushalt schoss. »Ich muss gehen.«

Seine Finger streiften mein Kinn. »Sieh mich an.«

Ich sah ihn an, durch seine dunklen Augen, die olivfarbene Haut und die sanfte Haartolle. Ich zwang mich, ihn anzusehen; ich zwang mich, ihn zu *sehen*. An seinen Händen klebte Blut. Der Nebel lichtete sich und ich konnte es nicht ignorieren.

Mein Handy vibrierte in meiner Hosentasche. Millie und meine Mutter warteten auf mich. Ich legte meine Hände auf Nics Brust und fühlte das hastige Pochen seines Herzens, als ich ihn von mir wegschob. »Hör mal, Nic, was du in dem Lagerhaus getan hast ...«

»Ich weiß«, unterbrach er mich und schloss die Augen. »Du wirst mir das niemals verzeihen.«

»Du wärst ein Narr, wenn du mich um Vergebung bitten würdest, obwohl du genau weißt, dass du weiter nach ihm suchen wirst.«

Er leugnete es nicht. Er sagte gar nichts. Er war mit Jack noch nicht fertig und seine Gefühle für mich würden daran nichts ändern. Er würde mich nie über seine Familie stellen.

»Na dann, auf Wiedersehen«, sagte ich.

»Auf Wiedersehen, Sophie«, flüsterte er mit zitternder Stimme. »*Bella mia*.«

Er löste sich von mir und ging zur Tür hinaus, und als ich es in den Flur geschafft hatte, verschwand er bereits wieder in Lucas Zimmer, zurück zu seinen Brüdern, zurück in ihre Welt.

4

Der Schnitt

Abgesehen von den offensichtlichen Verletzungen – einer geschwollenen Nase, ein paar angeknacksten Rippen und einem allgemeinen anhaltenden Bewusstsein der eigenen Sterblichkeit – schien mir Jacks Streit mit den Falcones noch ein weiteres Geschenk beschert zu haben, von dem ich jedoch erst erfuhr, als ich wieder zu Hause war.

Posttraumatische Belastungsstörung: Eine posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) ist eine psychische Erkrankung, die durch ein schreckliches Ereignis ausgelöst wird, das man entweder selbst erlebt oder mit ansieht. Die Symptome können Flashbacks, Albträume und schlimme Angstattacken sowie unkontrollierbare Gedanken an das Ereignis einschließen.

Großartig.

Ich starrte auf mein blasses Spiegelbild im Bildschirm des Laptops, während mir die Bedeutung der Worte langsam bewusst wurde. Ich sah aus wie ein sehr trauriger Panda mit ganz üblem Schlafentzug.

Alles hatte sich verändert, und die Tatsache, dass ich jetzt

wieder zu Hause war und in meinem eigenen Bett schlief, machte das nur umso deutlicher. Sophie Gracewell, ehemalige Expertin im Sachen-unter-den-Teppich-Kehren und herrschende Königin der Unwissenheit-ist-ein-Segen-Hypothese, war verschwunden. Oder ermordet worden, wenn man so wollte, unter den gegebenen Umständen.

Vor Nic, vor all den schlimmen Dingen, die geschehen waren, war ich einfach nur *da gewesen*, hatte existiert, aber nicht wirklich *gelebt*. Alle um mich herum hatten ihr Leben, ihre Hobbys, ihre Freunde und ihre Leidenschaften, und ich hatte einen aussichtslosen Job, eine aussichtslose Zukunft und eine Freundin, die es nach der Schule so viel weiter bringen würde als ich. Ich war Sophie, aber das war auch schon alles. Gelangweilt, ziellos, meistens allein. Und dann war ich es plötzlich nicht mehr. Ich war Teil von etwas Größerem, eine Figur in einer Welt, die von Leidenschaft und Gefahr lebte. Sie war falsch und Furcht einflößend, aber es war mehr, als nur zu existieren, und jetzt, da ich sie erlebt hatte, fiel es mir schwer, sie auszublenden. Es fiel mir schwer, sie zurückzulassen.

Jedes Geräusch ließ mich aufschrecken, jeder schreiende Albtraum malträtierte meine Kehle, jeder angenehme Augenblick wurde von zäheren, stärkeren Erinnerungen an dunklere Augenblicke zerquetscht. Ich konnte nicht einfach anhalten, um den Duft einer Blume zu riechen, ohne dass mein Gehirn sagte: *Hey, das ist eine hübsche Rose, aber erinnerst du dich noch, wie du mit angesehen hast, wie diesem Typen in die Brust geschossen wurde?* Ich konnte mir noch nicht mal mehr *Aladdin* anschauen. *Sicher, dieser Dschinni ist wirklich charismatisch, aber wo wir gerade nicht beim Thema sind: Glaubst du, Blut ist klebriger, wenn es warm und noch im Kör-*

per eines Menschen ist oder wenn es eine Stunde oder so später an deinen Händen trocknet?

Wenn ich in meinem Zimmer zwischen all meinen alten DVDs, Büchern und Klamotten und all den anderen Annehmlichkeiten meines alten Lebens stand, fühlte ich mich kein bisschen mehr wie ich selbst. Irgendetwas Neues hatte mich gepackt. Es begann als ein Jucken, ein unangenehmes Zwicken in der Magengegend, das sich zu etwas Düstere-rem verzerrte. Es waren nicht meine Rippen. Es war Angst. Ich hatte Angst und diese Angst war unerbittlich.

Und die Lösung?

Falls Sie vermuten, unter PTBS zu leiden, raten wir Ihnen, sich professionelle medizinische Hilfe zu suchen.

Die Lösung war, einem Therapeuten von der Nacht zu erzählen, in der meine Mutter und ich beinahe von einem Haufen Mafiosi, bei denen der Finger ziemlich locker am Abzug saß, in den Kopf geschossen worden wären, und von dem anhaltenden irrationalen Drang, mit dem Jungen rumzumachen, der versucht hatte, meinen Onkel zu töten, kurz nachdem ich meine Hände in den Brustkorb seines Bruders gesteckt hatte, um ihm das Leben zu retten.

Ich hätte lieber mit Hitler ein Picknick gemacht.

Stattdessen ersetzte ich mein Lieblingshobby – Netflix gucken und dabei asiatische Nudelsnacks essen – durch ein paar neue Spiele: »Schatten beobachten«, und »Auf die Straße starren«. Man bemerkt gar nicht, wie viele Schatten es auf der Welt tatsächlich gibt, bis man Angst vor ihnen hat. Ich verbrachte Stunden vor irgendwelchen Fenstern und sah den vorbeiziehenden Gestalten nach oder beobach-

tete Passanten, um zu sehen, ob sie mich beobachteten. Ich studierte jedes Auto auf der Straße mit manischem Interesse. Nach einer Weile sah ich immer wieder dasselbe vorbeifahren – einen Mercedes mit getönten Fensterscheiben und schwarzen Felgen. Ich war überzeugt davon, dass mich jemand beobachtete. Wenn ich dann nach draußen ging, um nachzusehen, war der Wagen verschwunden, fuhr die Straße hinunter und verschwand aus meinem Blickfeld. Wer immer auch darin saß, sie lebten einfach ihr Leben weiter.

Ich vermisste meinen Vater mehr, als ich es je für möglich gehalten hätte. Ich spürte sein Fehlen wie einen körperlichen Schmerz in meiner Brust – diese quälende Traurigkeit, die ich nicht abschütteln konnte; dieses Gesicht, das sich niemals weit aus meinen Gedanken entfernte. Ich brauchte ihn und er war nicht da. Manchmal brach die Wut aus mir heraus und ich verfluchte ihn – wie hatte er uns nur verlassen können? Wie konnten wir das jemals ohne ihn durchstehen?

Ich fing an, von ihm zu träumen – von jenem schicksalhaften Abend des Valentinstags vor anderthalb Jahren. Die Schreie meiner Mutter drangen durch die Dielenbretter herauf, und bevor sie in mein Zimmer platzte und mir mitteilte, was er getan hatte, hörte ich, wie sie irgendwo in der Ferne, mit vor Hysterie ganz dünner Stimme, kreischte: »Er hat ihn getroffen! Er hat ihn getroffen!« Spielte mein Verstand mir nur einen Streich oder hob sich durch diesen ganz neuen Schrecken endlich der Schleier, der über all den anderen Dingen hing, die ich ganz unten in meinen Erinnerungen vergraben hatte? »Er hat ihn erschossen!« Und dann war es plötzlich meine Stimme, die in die Leere eines